Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 17. 1895.

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von **Johannes Emmer.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Baron Daubrac nannte dem Arzte, der George untersucht hatte, seinen Namen, der jenem bekannt schien, und theilte leise ihm kurz den Sachverhalt mit. „Ich bürge dafür," schloß er, „daß der Herr sich rasch wieder erholen wird," und die Bürgschaft des berühmten Chemikers mußte wohl genügen. Der Arzt verneigte sich verbindlich, erklärte Herrn v. Bertrand, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei, höchstens sich George noch einige Zeit lang geschwächt fühlen dürfte, was aber nichts zu bedeuten hätte, und verschwand.

Der Hausherr sah mit rathloser Verwunderung seine beiden Freunde an. „Erkläre mir doch," wandte er sich nun an den Baron, der ihn aber nicht zu Wort kommen ließ.

„Erkläre mir vor Allem Du, wie Dein George dazu kam, den für Dich bestimmten Trank zu nehmen. War das der silbergraue Cäsar? He!"

Bertrand schlug verlegen den Blick nieder. „Du hast Recht, es war unverantwortlicher Leichtsinn; ich ließ das Glas, in dem ich das Pulver gelöst hatte, von George wegtragen, und sagte ihm nicht, daß es Gift enthalte."

„Zum Glück war es nur ein Reinigungsmittel," warf Léon ein, „dessen sich wahrscheinlich Menageriebesitzer bedienen, wenn Elephanten die Kolik bekommen."

„Ei, ei, Léon wird witzig!" erwiederte auf den Ausfall Daubrac. „Im Uebrigen ist es Wahrheit. Glaubst Du, Bertrand, irgend ein Mensch hätte so harmlos sein können, Dir die Geschichte von der silbergrauen Dogge Cäsar zu glauben? Man sah Dir ja auf eine halbe Meile weit an, was Du im Sinne hattest. Und Du dachtest im Ernst daran, daß ich Dich vergiften würde wie einen tollen Hund? Eigentlich bedauere ich es, daß nicht Du das Pulver genommen hast, die Leibschmerzen wären Strafe und eine heilsame Lehre gewesen, die Du beide verdientest."

„So! Du wolltest also mir durch eine Quälerei die Annehmlichkeit des Lebens beweisen," gab Bertrand erzürnt zur Antwort. Er ärgerte sich in der That über den Baron, der auf so eigene Weise ihn schulmeistern wollte.

Léon hielt es für räthlich, als Vermittler aufzutreten. „Bertrand hatte Ursache, an einen so verzweifelten Ausweg zu denken; wenn er will, mag er selbst es Dir erklären; jetzt weiß er Dir Dank, daß Du seinen Willen nicht gethan hattest; er hätte seinen Entschluß geändert auch ohne Deine eigenthümliche Lehre, der, wie Du siehst, ein Anderer zum Opfer fiel. — Und nun will ich von der Sache nichts mehr hören. Kommt, gehen wir zu Frau v. Clairon."

Felix Faure, der neue Präsident der französischen Republik. (S. 132)

„Der Tausend," bemerkte der Baron, der verwundert den Freund betrachtete, „man erkennt Léon nicht mehr. Wie selbstbewußt und herrisch er auftritt! Wer in aller Welt hat Dich das gelehrt?"

„Ich bleibe zu Hause," erklärte dagegen Bertrand. „George kann nicht allein bleiben."

„Pah, Du brauchst wahrlich nicht den Samariter zu spielen. Lasse Deinen Kutscher daheim und fahre mit mir, mein Wagen hält unten," sagte Léon.

„Er hat Recht; Du mußt in Gesellschaft gehen, um den letzten Rest Deiner dummen Gedanken los zu werden. Wenn ich nicht irre, hast Du auch Frau v. Clairon versprochen, zu kommen, und man hält sein Wort."

„Nun denn, ich gehe," antwortete Bertrand. „Es ist ja das letzte Mal," sagte er sich, „das Todtenmahl für Einen, der für diese Gesellschaft künftig gestorben sein wird."

6.

Die berühmte Tragödin, der gefeierte Liebling des Théâtre français, Frau v. Clairon, pflegte an jenen Tagen, an denen sie nicht das Publikum begeistern mußte, kleine Diners zu geben, zu welchen abwechselnd einige ihrer Freunde geladen wurden, deren ganzer Kreis sich dagegen an den Spieltagen nach Schluß der Vorstellung einfinden durfte, um der großen Künstlerin seine Huldigung und Bewunderung darzubringen. Die Clairon fühlte gerade nach anstrengenden Rollen das Bedürfniß nach einem fröhlichen Souper, nach lauter Gesellschaft, um ihre überreizten Nerven allmälig umzustimmen. An den Ruhetagen verbrachte sie hingegen den größten Theil des Tages in Zurückgezogenheit, und erst beim Diner sah sie wieder Menschen um sich. Die Tafelrunde setzte sich meist aus zwei oder drei Damen, in der Regel Kolleginnen, einigen geistreichen Männern und ein paar — minder geistreichen zusammen, da Frau v. Clairon der Ansicht war, es müßten nicht nur Leute, welche Witze machen, sondern auch solche da sein, über welche Witze gemacht werden, und die Geistreichen brauchten auch Zuhörer, die neidlos bewundern, nicht blos Nebenbuhler, die sie zu übertreffen suchen würden. Diesem Grundsatz verdankte auch Léon die Ehre, sehr oft eingeladen zu werden, eine Ehre, deren Bertrand und Daubrac seltener theilhaftig wurden.

Die Künstlerin lebte in glücklicher Ehe, das bewies die stets zufriedene Miene ihres Gemahls, der im Uebrigen eine bescheidene Rolle spielte und vor Allem die Aufgabe hatte, gegen die Damen liebenswürdig zu sein und diese zu unterhalten, wenn etwa die Geistreichen sich in ein Wortgefecht einließen und Alles rings um sich vergaßen.

Als die drei Freunde den Salon knapp vor der Speisestunde betraten, fanden sie die Gesellschaft bereits vollzählig. Da war die lustige Soubrette Demoiselle Fanchon, die sentimentale Marion Colombeau; da war der Dichter des Dramas, das in der nächsten Saison einen unerhörten Erfolg haben sollte, wie die Damen vorhersagten, welchen dankbare Rollen zugetheilt waren, und der Kritiker, der jetzt schon die Pfeile schärfte, mit denen er den unglücklichen Autor spicken wollte; da waren noch andere mehr oder minder berühmte Persönlichkeiten, die gewichtigste Aller — und zwar buchstäblich genommen — war jedoch der Beherrscher der Unterwelt, der Eisen- und Kohlenkönig Baron Snyders.

Seine kolossale Masse ruhte behaglich in einem Rohrstuhle, neben ihm saßen Fräulein Fanchon und die Colombeau, die ihm Schmeicheleien sagten und ihn hätschelten wie einen Erbonkel.

Der Eintritt der drei Freunde brachte neue Bewegung in die Gesellschaft, man begrüßte sich, tauschte Höflichkeiten aus und dann ging man zu Tische. Während der ersten Gänge herrschte die andächtige Stimmung, welche jedes gute Diner bei Hungrigen erzeugt, man sprach wenig und ruhig, nur Gleichgiltiges; bis allmälig auch die Geister wieder in lebhaftere Erregung geriethen. Es schien jedoch, als ob heute ein Schatten auf die Heiterkeit fiele, und zwar ging dieser Schatten von den Wolken aus, die auf der breiten Stirne des Barons Snyders sich gelagert hatten.

Die Hausfrau bemerkte mit einiger Verwunderung, daß der Baron heute den Gerichten nicht jene Anerkennung widerfahren lasse, die man von ihm gewohnt war, und das versetzte sie in Unruhe, denn Frau v. Clairon war in diesem Punkte ebenso empfindlich, wie eine einfache Bürgersfrau. Diese Unruhe der Dame des Hauses lähmte natürlich auch die Unterhaltung der Gäste, und so geschah das Unerhörte, daß das Gespräch stockte.

Da war es Léon, der heute den Tag außerordentlicher Ereignisse hatte, beschieden, den Dingen eine plötzliche Wendung zu geben. Er wußte selbst nicht, wie er dazu kam, kurz, plötzlich entfuhren ihm während allgemeiner Stille die Worte: „Wenn Fräulein Fanchon mir die Rose in ihrem Haare schenkt, erzähle ich ihr eine Neuigkeit, welche unglaublich und doch wahr ist!"

Die Fanchon klatschte lustig in die Hände und rief: „Bravo! Herr Léon! Erzählen!" und die Anderen sahen zuerst verwundert darein, bis auch sie ungeduldig: „Los denn!" und „Vorwärts!" riefen.

„Zuerst die Rose!" verlangte Léon.

„Nein, zuerst die Geschichte!" rief der ganze Chorus.

„Man bezahlt nicht eher, als bis man die Waare gesehen hat," murrte Baron Snyders; vor dieser gewichtigen Autorität beugte sich Léon und enthüllte sein Geheimniß.

„Bertrand will arbeiten!"

„Eine schöne Neuigkeit! — Ist dies Alles?" — Das waren die ersten Urtheile, welche die Voreiligen abgaben.

„Sie wollen arbeiten?" fragte jetzt mit ihrer melodischen Stimme die Clairon. „Was thaten Sie bisher?"

„Ich hoffe, daß Sie unter Arbeit nicht etwa verstehen, ein schlechtes Trauerspiel zu schreiben," bemerkte der boshafte Kritiker mit einem Seitenblick auf den Dichter, der gereizt erwiederte:

„Immerhin ist es anständiger, ein schlechtes Trauerspiel machen, als ein Trauerspiel schlecht machen!"

„O, arbeiten ist lustig," zwitscherte die Fanchon. „Ich kenne kein größeres Vergnügen, als wenn ich scheuern darf."

Die empfindsame Colombeau erröthete über die niedrigen Neigungen ihrer Genossin. „Sie werden doch nicht um Geld zu verdienen arbeiten wollen?" fragte sie.

„Aber ich bitte Sie," polterte der ungeschlachte Kohlenbaron, dessen Stimme in das Gesumme hinein dröhnte. „Weshalb sollte er nicht Geld verdienen wollen? Warum singen Sie nicht Ihre Arien ohne Gage?"

Das war Alles fast gleichzeitig gesprochen worden, und mit dem besten Willen hätte Bertrand keinen Augenblick Ruhe gehabt, um zu antworten. Auch jetzt kam er noch nicht zum Wort, denn der Eisenkönig schien das Bedürfniß zu hegen, irgend welchen Aerger sich von der Leber zu reden.

„Ich höre es gerne, wenn Jemand erklärt, arbeiten zu wollen. Sie hätten übrigens schon lange einen solch' vernünftigen Entschluß fassen können. Was Alles hatte ich in Ihrem Alter schon hinter mir!"

„Die erste Million!" warf halblaut Baron Daubrac dazwischen.

„Nein! Nur die ersten hunderttausend Franken," donnerte ihn Baron Snyders an. „Sie wissen freilich nicht, was es heißt, eine Million durch seiner eigenen Hände Arbeit verdienen! Man ist heutzutage faul geworden, Niemand will sich rühren, sich mühen, Keiner will mehr sparen; ja, für Nichtsthun sich von Anderen bezahlen lassen, das wäre das Ideal! Der Arbeit ist immer zu viel und des Lohnes zu wenig."

„Regen Sie sich nicht auf, lieber Baron," mahnte die Dame des Hauses, welcher die Wendung des Gespräches mißfiel.

„Dies ist leicht gesagt," erwiederte zwar immer noch grollend, aber doch etwas beruhigt Baron Snyders. „Ich möchte einmal sehen, was Sie an meiner Stelle sagen würden, wenn man Ihnen die Nachricht brächte, daß fünfzehnhundert Arbeiter Strike machen!"

„Ah, deshalb sind Sie heute verstimmt!" rief die Clairon aus, die sich sehr getröstet fühlte, als sie einsah, daß nicht irgend eine Mangelhaftigkeit ihres Tisches dem Baron den Appetit verdorben hatte.

„Ich? Verstimmt? Pah, das berührt mich wenig; ich kann den Schaden verschmerzen, aber die faulen Narren bringen die verlorene Zeit nicht mehr herein," prahlte der Eisenkönig. „Wenn mich etwas dabei ärgert, so ist es, daß ich Niemand zur Hand habe, den ich nach K. senden könnte, um den ungeschickten Direktor meiner dortigen Kohlengruben zu ersetzen. Man findet eben keine Leute mehr, die Muth, Thatkraft und Schlauheit genug besitzen, um mit einer tollgewordenen Menge fertig zu werden. Hätte ich nur Zeit, ich wollte schon Ordnung schaffen."

„Ist die Aufgabe, die gelöst werden soll, denn so gefährlich?" fragte Bertrand, der endlich reden durfte.

„Gefährlich? Wie man es nimmt; für einen Feigen wird Manches zur Gefahr, das einem Muthigen eine leicht zu überwindende Schwierigkeit erscheint. Man muß eben die Sache recht anzufassen wissen."

„Wenn es nur des Muthes bedarf, so würde ich nicht zögern, Ihnen meine Dienste anzubieten. Gefahr würde nur den Reiz erhöhen —"

„Das ist auch solch' eine unsinnige Redensart! Man soll die Gefahr nicht scheuen, sie aber auch nicht als ein Vergnügen betrachten," wies ihn der Baron zurecht. „Sie hätten also Lust, nach K. zu gehen? Hm; vielleicht hätten Sie das Zeug dazu! Verderben können Sie nicht viel; denn machen Sie die Sache ungeschickt, so schlägt man Sie einfach todt."

„Nein! Dann darf Herr v. Bertrand nicht hingehen!" riefen wie aus einem Munde die Damen.

„Pah, der Herr wird auch nicht ewig leben, und die Damen haben für einen todten Bewunderer noch immer einen lebendigen Ersatzmann gefunden."

„Pfui, das ist garstig," sagte mit einem zürnenden Blicke die Fanchon.

„Sind Sie aber auch der deutschen Sprache mächtig?" frug der Baron Herrn v. Bertrand.

„Gewiß!" beeilte sich dieser zu versichern. „Ich hatte allerdings nie Gelegenheit, das Land kennen zu lernen, aber im Kolleg und auf meinen Reisen fand ich öfters Anlaß, mit Deutschen zu verkehren. Ich habe auch viele deutsche Bücher gelesen —"

„Gut; ich will es gern glauben. Zunächst hängt ja doch Ihr eigenes Leben davon ab, ob und wie Sie mit den Leuten *reden* können."

„*Handeln* darf er ja in beliebiger Sprache," meinte Daubrac.

„Nur nicht in Ihrer, der des Gascogners, welcher seine Heldenthaten mit dem Munde vollbringt."

„Der Hieb sitzt," nickte schadenfroh der Kritiker.

Bertrand reichte dem Baron die Hand über den Tisch. „Wenn Sie also wollen, ich bin bereit. Gilt der Vertrag?"

„Wir wollen es versuchen. Sie können sofort abreisen, das heißt: Sie müssen. Viel Zeit ist nicht zu verlieren. Instruktionen brauchen Sie nicht, was Sie über die dortigen Verhältnisse zu wissen brauchen, soll Ihnen der Direktor der Gruben sagen, und wie Sie sich zu benehmen haben, das muß Ihnen der eigene Verstand sagen. In solchen Dingen kann man keine Puppe gebrauchen, die man an Instruktionsdrähten von Paris aus ziehen muß."

„Einer Vollmacht werde ich aber wohl bedürfen?"

„Nun ja! Ich werde sie Ihnen gleich hier ausstellen. Frau v. Clairon wird wohl die Güte haben, mir ihre Schreibmappe zur Verfügung zu stellen."

„Pathe Snyders soll gleich jetzt schreiben," rief die Fanchon dazwischen, „ich möchte gar zu gerne sehen, wie seine zarte Hand das zuwege bringt."

Alle lachten, auch der Eisenkönig machte eine vergnügte Miene; solche Scherze pflegte er nicht übel zu nehmen, zumal er ein wenig stolz auf seine in der That kräftigen Hände war.

Ein Diener brachte Schreibzeug und Papier, die Gedecke und Tafelaufsätze wurden zur Seite geschoben, und Baron Snyders schrieb auf vier Quartseiten duftenden Papieres, die er dazu verbrauchte, die Worte hin: „Ich übertrage Herrn v. Bertrand die Oberleitung der Gruben in K.; es haben alle Angestellten seinen Anordnungen Gehorsam zu leisten. Er hat unbedingte Vollmacht, in meinem Namen zu handeln. Snyders."

Bertrand durfte sich nicht beklagen, daß diese Schrift unleserlich sei, man konnte die Buchstaben auf Büchsenschußweite noch erkennen.

„K.? Wo liegt denn das?" fragte mit ihrer flötenden Stimme die Colombeau.

„In Schlesien," erklärte der Eisenbaron.

„Ah, das ist wohl eine russische Provinz?" meinte der Dichter.

„Nein, eine polnische," belehrte der Kritiker.

„Es gibt kein Polen mehr, das sollten Sie doch wissen, folglich auch keine polnischen Provinzen."

„Die Herren irren Beide; Schlesien liegt im Norden Deutschlands," warf Baron Daubrac ein.

Baron Snyders lachte laut: „Was ihr doch für Geographen seid! K. liegt im Norden Oesterreichs, das auch eine Provinz Schlesien besitzt."

Daubrac kniff die Lippen zusammen; es ärgerte ihn stets, wenn er sich in irgend einer wissenschaftlichen Frage eine Blöße gab. „Wenn ich sagte, Deutschland, so wollte ich damit den Damen nur das Verständniß erleichtern, Oesterreich ist ja auch deutsch. Ich für meine Person habe die Lage von K. wohl im Kopfe. Der Ort ist in achtundvierzig Stunden zu erreichen."

Snyders sah den Sprecher groß an. „Da haben Sie wohl eine Flugmaschine erfunden und segeln durch die Luft. Wir gewöhnliche Menschen, die nur mit Kurierzügen reisen können, brauchen mindestens drei Tage."

„Und ich behaupte dennoch, daß man in achtundvierzig Stunden dahin gelangen kann," widersprach Daubrac.

„Und ich sage, drei Tage!" schrie der Eisenkönig.

„Pah; ich würde Ihnen eine Wette mit beliebigem Einsatz anbieten, wenn ich nicht wüßte, daß Sie grundsätzlich keine Wette eingehen."

In der That war Baron Snyders ein Gegner des Wettens. „Ich lasse mich auf Glücksspiele nicht ein," pflegte er zu sagen. Diesmal aber lagen die Dinge anders, er war seiner Sache zu gewiß, und Daubrac's Widerspruch hatte ihn gereizt.

„Ah; Sie wollen wieder einmal prahlen?" gab er höhnend zur Antwort. „Wenn ich nun diesmal doch die Wette hielte? He! Sagen wir zwanzigtausend Franken!"

„Es gilt!" rief Daubrac, sein Gesicht war geröthet, und die Augen blitzten.

„Einverstanden! Wir schreiben heute den 18. Mai, um 12 Uhr 20 Minuten geht der Eilzug nach dem Osten ab, wenn Sie um 12 Uhr 25 Minuten — ich gebe Ihnen fünf Minuten zu — in der Nacht des 20. Mai vom Bahnhof in K. mir Ihre Ankunft telegraphisch melden können, dann stehen zwanzigtausend Franken zu Ihrer Verfügung. Ich meine jedoch, daß ich heute schon die Damen bitten darf, zu bestimmen, was mit der Summe geschehen soll, die Baron Daubrac zahlen wird!"

Mit hellem Jubel wurden diese Worte aufgenommen, und Baron Snyders hatte sehr bald eine reiche Auswahl von Vorschlägen, welche der Gesellschaft genügend Stoff zu Scherzen und geistreichen Bemerkungen boten.

— — — — — — — — —

Das Diner war zu Ende, Bertrand und Daubrac hatten Abschied genommen und standen jetzt mit Léon auf der Straße.

„Du willst also wirklich mit mir reisen," fragte Bertrand. „Oder war die Wette nur ein Scherz?"

„Selbstverständlich! Es gilt ja zwanzigtausend Franken, und diese dem alten Filz nicht abzunehmen, wäre unverzeihlich."

„Ich fürchte jedoch, daß nicht er der Verlierende sein wird."

„Mein Lieber," erwiederte mit schlauem Lächeln der Baron, „diesmal hat der gute Snyders doch einen Fehler in seiner Rechnung. Er dachte nur an die regelmäßigen Züge, und da mag er vielleicht Recht haben. Es gibt aber auch Extrazüge, und wenn es zwanzigtausend Franken gilt, da braucht man nicht nach den Kosten zu fragen, die ja Pathe Snyders aus seiner Tasche bezahlen wird."

„Du meinst also —" rief Bertrand.

„Ich bestelle einen Extrazug, und wir fahren eine Stunde vor dem Eilzuge. Zum Glücke habe ich heute bei meinem Bankier eine größere Summe erhoben, sie wird wohl reichen, um bis nach K. zu gelangen.

„Ich habe wahrhaftig Glück," murmelte Vertrand, der daran dachte, daß er ja nicht so viel besessen hätte, um die Fahrt mit dem gewöhnlichen Zuge zu bestreiten. Es war ihm jetzt die Verlegenheit erspart, seine Freunde um ein Darlehen bitten zu müssen.

Léon wollte sich jetzt trennen, und reichte Daubrac die Fingerspitzen. „Ei, Du könntest wohl auch mitkommen, Léon! Wir haben achtundvierzig Stunden zu verbringen und können doch nicht die ganze Zeit schlafen; wenn wir zu Dreien sind, läßt sich ein Spiel machen."

Léon suchte vergebens Einwendungen zu erheben, gegen Daubrac's Beredtsamkeit hielt jedoch seine Gutmüthigkeit nicht Stand; er mußte zustimmen, ob er wollte oder nicht.

„Ihr Beide fahrt nach Hause," befahl nun der Baron, „ich bestelle inzwischen den Extrazug und um elf Uhr erwarte ich Euch auf dem Ostbahnhofe."

Daubrac und Léon bestiegen ihre Wagen; Bertrand mußte sich mit einer Droschke begnügen. Als er nach Hause kam, fand er im Zimmer den Kutscher auf einem Stuhle schlafend neben dem Sopha, auf dem George gelegen hatte.

Bertrand weckte den Schlaftrunkenen, der sich sehr verwundert zeigte, als er den Kranken, der seiner Obhut empfohlen war, nicht mehr sah. Er wußte auch keine Auskunft zu geben, und Bertrand mußte sich mit der Thatsache begnügen, daß der Kammerdiener offenbar wieder so lebendig sei, um auf eigenen Füßen Abendspaziergänge zu unternehmen.

Als Bertrand zu seinem Schreibtische trat, fand er, daß jener Briefumschlag, der den Namen George getragen und dessen Lohn enthalten hatte, verschwunden sei. Die übrigen Briefe waren unberührt. Bertrand vertraute sie dem Kutscher zur Besorgung an, packte dann mit dessen Hilfe ein kleines Köfferchen, und fünf Minuten vor elf Uhr betrat er die Halle des Ostbahnhofes.

Wie Viele hatten schon den Fuß in diese Halle gesetzt, um gleich ihm einer unbekannten Zukunft entgegen zu fahren; ihn freilich bevorzugte das Schicksal, es stellte ihm einen Extrazug zur Verfügung.

7.

„Baron Snyders in Paris. — Oderberg Bahnhof. Wir sind um 7 Uhr 13 Minuten hier angelangt und haben ein Diner eingenommen, bei welchen der erste Trinkspruch Ihnen und der zweite unseren theueren Freunden daheim galt. Da K. in anderthalb Stunden von hier zu erreichen ist, werden wir noch vor zehn Uhr dort eintreffen. Bereiten Sie sich demnach auf den Empfang jenes Telegramms vor, welches Sie des Vergnügens beraubt, auf meine Kosten der reizenden Fanchon und der liebenswürdigen Colombeau gegenüber großmüthig zu sein. Daubrac."

Diese Depesche hatte Baron Daubrac aufgegeben und kehrte nun vergnügt in den Wartesalon zurück, wo er seine Freunde beim Nachtisch zurückgelassen hatte. Als er den Salon betrat, bemerkte er nicht, daß ein kleiner Junge hinter ihm her trippelte, der eine Platte mit Gläsern und eine Wasserflasche trug, um so mehr bemerkte er aber, daß die Gesellschaft sich um zwei Persönlichkeiten vergrößert hatte, welche seine Aufmerksamkeit in hohem Maße fesselten.

Es waren zwei Damen, Beide von jener vornehmen Einfachheit in der Kleidung, die von gutem Geschmack, und mit jener sicheren, selbstbewußten Haltung, die von guter Herkunft zeugt. Die eine Dame hatte einen Schleier halb über das Antlitz gezogen, die Andere trug ihre Züge frei, und Baron Daubrac, der feine Kenner und Beurtheiler von Frauen, gestand sich mit Vergnügen, daß dieses junge, frische Gesicht einen recht angenehmen Eindruck auf ihn mache. Wie aber das Unbekannte und Geheimnißvolle stets größeren Reiz ausübt, so zog auch ihn die Verschleierte mehr an, und unwillkürlich lenkte er seine Schritte in einem kleinen Bogen in die Nähe der Damen.

Eine energische Bewegung des Kopfes, welche die Verschleierte machte, brachte ihm das Unschickliche seines Benehmens zum Bewußtsein, er stutzte ein wenig und schwenkte ab. Diese unvorhergesehene Wendung aber ließ ihn an den kleinen Jungen stoßen und im nächsten Augenblicke hörte man einen Schrei und das Klirren zerbrochener Gläser.

Während nun Daubrac auf den unglücklichen Kellner losdonnerte und mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperamentes diesem die Größe seiner Ungeschicklichkeit begreiflich zu machen suchte — leider verstand der Kleine nicht französisch — hatte Léon mit bewundernswerther Geistesgegenwart den Vorfall benutzt, um, glücklicher als sein Freund, mit den Damen diplomatische Beziehungen anzuknüpfen.

Auch seine Neugierde und sein Interesse waren erregt worden, als die Damen vor einer Viertelstunde mit dem Wiener Zuge angekommen waren, und da Bertrand mit dem Stationsvorstand verhandelte, so hatte er ausreichend Muße, die fesselnden Erscheinungen zu beobachten. Jetzt aber war er aufgesprungen, hatte von seinem Tische Flasche und Gläser

genommen und auf eine Platte gestellt, die er nun mit artiger Verbeugung den Damen anbot.

„Gestatten Sie mir, die Ungeschicklichkeit meines Freundes gut zu machen, welche Sie verurtheilen würde, noch länger auf die gewünschte Erfrischung zu warten."

Die Verschleierte neigte dankend das Haupt und griff nach einem Glase, während ihre Begleiterin lächelnd Daubrac zusah. Kaum hatte aber dieser die Stimme Léon's vernommen und dessen genialen Streich bemerkt, als ihn die Eifersucht packte. Auch er wandte sich nun an die Damen und sprudelte eine Fluth von Entschuldigungen hervor, eilte dann gleichfalls zum Tische und füllte aus der kaum angebrochenen Flasche Champagner in die Gläser.

„Ich erlaube mir die Damen vor dem Wasser zu warnen, es ist schlecht in dieser sumpfigen Gegend, und auf Reisen gefährdet nichts so sehr die Gesundheit, wie schlechtes Wasser. Ich bitte, zum Zeichen, daß Sie mir nicht zürnen, zu gestatten, Ihnen von dem Weine anzubieten, den mein Vaterland schönen Frauen als Huldigung darbringt."

„Ich danke, mein Herr," klang es von den Lippen der Verschleierten, und Daubrac meinte, niemals eine so klare und wohltönende Stimme vernommen zu haben. Glücklicher war er bei der anderen Dame, die mit freundlichem Lächeln das Glas annahm und von dem perlenden Getränke nippte.

Nun, da einmal der Verkehr angebahnt war, hätte sich Daubrac durch nichts in der Welt mehr abhalten lassen, das Gespräch weiterzuspinnen, so kühl ablehnend auch das Benehmen der Verschleierten erscheinen mußte.

Zunächst erfüllte er die Pflicht der Höflichkeit, sich vorzustellen: „Baron Daubrac v. Vallouise" nannte er sich und nahm gleich auch den Freund unter seine Vormundschaft: „Herr Charles Léon, um dessenwillen jetzt viel schöne Augen daheim trübe blicken." Der boshafte

Streit beim Mahle. (S. 134)

Chemiker machte diese Bemerkung, um den Freund ein wenig bloßzustellen, obwohl er hätte wissen sollen, daß nichts in den Augen von Frauen einen Mann interessanter erscheinen läßt, als der Ruf der „Gefährlichkeit".

„Dafür wird wohl Ihre Abreise um so freudiger begrüßt worden sein," bemerkte neckend die unverschleierte Dame, und dieser Ausfall sicherte nun den beiden Männern den Anlaß, das Geplauder fortzusetzen.

Bertrand hatte inzwischen mit ernsteren Dingen sich zu beschäftigen.

„Ich bedaure," hatte der Stationsvorstand erklärt, „daß ich Ihren Zug nicht abgehen lassen kann. Die Linie ist unterbrochen, die telegraphische Verbindung gestört, und dann muß ich vor Allem den Militärzug abgehen lassen. Die Soldaten sollen noch heute Abend in K. eintreffen."

„Ich muß aber heute noch dorthin gelangen," beharrte Bertrand.

Der Stationsvorstand zuckte mit den Schultern. „Ich habe meine Befehle. Vorerst muß das Militär befördert werden."

„Wer hat die Berufung des Militärs veranlaßt? Ich halte es nicht für rathsam, mit Bewaffneten den Arbeitern entgegenzutreten, das muß die Lage verschlimmern."

„Dies ist nicht meine Sache; der Direktor hat militärische Hilfe verlangt —"

(Fortsetzung folgt.)

Felix Faure, der neue Präsident der französischen Republik.

(Mit Porträt auf Seite 129.)

Der Nachfolger Casimir-Perier's, der am 17. Januar zum Präsidenten der französischen Republik gewählte frühere Marineminister Felix Faure (siehe das Porträt auf S. 129), ist am 31. Januar 1841 zu Paris als Sohn eines reichen Möbelfabrikanten geboren. Er selbst wandte sich dem Ledergeschäft zu, erlernte praktisch die Gerberei und begründete in Havre die dort noch gegenwärtig blühende Firma Felix Faure, Leder- und Häutehandlung. Im Kriege war er Kommandant des Mobilgardenbataillons der Unter-Seine, nachher Präsident der Handelskammer in Havre und 1874 Adjunkt des Bürgermeisters. Seit 1881 vertrat er diese Stadt in der Kammer.

Vorbereitung zum Kampfe. Nach einem Gemälde von L. Bechi. (S. 134)

Im November 1881 berief ihn Gambetta zum Unterstaatssekretär im Handels- und Kolonienministerium; die gleiche Stellung bekleidete er 1883 im letzten Kabinet Ferry. Faure verblieb darin bis 1885 und übernahm nochmals denselben Posten vom 5. Januar bis 16. Februar 1888. Im Jahre 1894 wurde er Vizepräsident der Kammer und am 30. Mai Marineminister im Ministerium Dupuy, mit dem er am Tage vor der Amtsniederlegung Casimir-Perier's zurücktrat.

Streit beim Mahle.

(Mit Bild auf Seite 132.)

Zwei Milane, die an einem auf dem Boden liegenden getödteten Eber ihre Mahlzeit halten, sind in blinder Gier auf unserem Bilde S. 132 in Streit gerathen, obwohl für sie beide wie für noch mehrere ihres Gleichen Nahrung genug vorhanden wäre. Diese schönen Raubvögel gehören zu den Weihen, sind vorwiegend dunkel, meist schwarzbraun gefärbt, und kommen in Deutschland am häufigsten in der Mark, in Pommern und Mecklenburg, am Oberrhein und in der unteren Maingegend vor. Ganz im Vordergrunde sitzt ein schlauer Kolkrabe, der sich nicht weiter um den Streit der beiden Milane bekümmert, sondern ihn nur benutzt, um inzwischen ungestört und desto eifriger zu fressen. Dieser Vogel ist ja auf jedem Aase eine regelmäßige Erscheinung und soll ein solches meilenweit wittern. Sind bei einem derartigen Mahle Konkurrenten vorhanden, so weiß er sich, da es ihm nicht immer so bequem wie auf unserem Bilde gemacht wird, doch durch Frechheit, wie durch Stärke und Gewandtheit stets seinen Antheil zu sichern.

Vorbereitung zum Kampfe.

(Mit Bild auf Seite 133.)

Daß auch die Kinder romanischen Stammes gern Soldaten spielen, zeigt uns das hübsche Genrebild von L. Bechi (siehe den Holzschnitt auf S. 133). Der italienische Künstler versetzt uns in ein schlichtes Hauswesen in einem Dorfe seiner Heimath, wo ein kleines Mädchen strickend auf einer Holzbank sitzt. Der etwas größere, gleich ihr barfüßige Bruder will mit einer Schaar von Kameraden, deren Anführer er darstellen soll, gegen eine andere Abtheilung in den Kampf ziehen. Ein papierner Generalshut sitzt auf seinem Kopfe, ein hölzernes Schwert hängt an einem Strick über der Schulter, aber noch fehlt ihm für den Geschmack des Schwesterchens etwas sehr Wesentliches. Lachend malt sie ihm mit etwas Ruß noch einen prächtigen Schnurrbart auf die Oberlippe. Nun erst ist die „Vorbereitung zum Kampfe" wirklich vollendet.

Wie Danton sein Glück machte.

Erzählung von F. L.

(Nachdruck verboten.)

Wenn große Herren mit einander prozessiren, bei welchen Gelegenheiten es sich ja gewöhnlich um sehr bedeutende Objekte handelt, so fallen für die Advokaten gute Bissen ab. Solche Prozesse über Erbstreitigkeiten in Bezug auf Güter und andere werthvolle Besitzungen dauern auch jetzt wohl jahrelang; in früheren Zeiten dauerten sie zuweilen Jahrhunderte und vererbten sich wie Familienkrankheiten von Generation zu Generation. Auch in Advokatenfamilien, aber da nicht als Krankheit, sondern als Segen. Bekannt ist die Ermahnung, welche vor reichlich einem Jahrhundert ein englischer Advokat auf dem Sterbebette seinem Sohne und Nachfolger gab: „Mein lieber Sohn, als bestes Erbtheil hinterlasse ich Dir den fetten Prozeß des Lords A. Dein Vater und Dein Großvater haben davon gezehrt; nun sorge, daß auch Dein Sohn und dereinst Dein Enkel davon profitiren!"

Solchen langwierigen Prozeß hatte im vorigen Jahrhundert der Herzog von Aiguillon von seinem Vater geerbt, und dieser vielleicht vom Großvater. Es war eine Streitigkeit mit Verwandten um den Besitz mehrerer großer Güter. Für den Herzog verfocht ein Pariser Advokat die Sache, nachdem er sie von seinem Vorgänger mit einer Wagenladung Aktenbündel übernommen hatte.

Nach dem Sturze Choiseul's war der Herzog von Aiguillon Premierminister geworden und als solcher dann eine Reihe von Jahren der mächtigste, zugleich aber auch der verhaßteste Mann in Frankreich. Allein bei aller Gewalt, die er als erster Minister besaß, war es ihm doch nicht gelungen, seinen Prozeß zu einem günstigen Ende zu bringen, so viel Verwirrung hatten die schlauen Advokaten hineingebracht, sein eigener und auch der gegnerische, die den Prozeß in unabsehbare Länge zu ziehen wünschten, um die Vortheile desselben, Kostenrechnungen so lang wie Leporello's Register, nicht zu verlieren.

Als Ludwig XV. starb, wurde Aiguillon sogleich in Ungnaden entlassen und vom Hofe verbannt. Er zog sich zurück und bewohnte bei Bordeaux ein schönes Schloß, das ihm gehörte. Mißtrauisch im höchsten Grade, immer in Angst vor den zahlreichen Feinden, die er sich gemacht, verkehrte er nur mit wenigen Vertrauten und war sonst für Jedermann unzugänglich.

Bei dem Pariser Advokaten des Herzogs arbeitete nun als Praktikant im Jahre 1778 ein neunzehnjähriger Student der Rechte, dessen Name später eine so furchtbare Berühmtheit erlangen sollte. Es war George Jacques Danton, als Sohn armer Eltern 1759 zu Arcis sur Aube geboren. Da Armuth ihn drückte, und er den Vergnügungen der Hauptstadt nichts weniger als abhold war, so zeigte er sich nicht sehr bedenklich in der Wahl der Mittel, sich Geld zu verschaffen. Der Advokat zahlte ihm nur wenig, und er suchte also sich Nebenerwerb zu schaffen durch gelegentliche, den Klienten desselben erwiesene Dienstleistungen. Sein Hauptbestreben war, mit vornehmen und reichen Leuten derartige Verbindungen anzuknüpfen, weil diese am besten bezahlten. So machte er sich denn mit unermüdlicher Geduld daran, das Aktengebirge des Prozesses Aiguillon durchzustudiren, und sein heller Verstand, sein bewunderungswürdiger Scharfsinn durchschaute bald klar den ungeheuerlichen Wirrwarr des Aktenwustes. Unzweifelhaft war der Herzog mit seinem Anspruche im Rechte; ihm mußten die streitigen Güter zufallen, deren Erträgniß sich jährlich auf 40,000 Livres belief.

Danton beschloß nach reiflicher Ueberlegung, dem Herzoge die nöthigen Fingerzeige zu geben. Zu solchem Behufe aber mußte er persönlich mit dem Exminister verhandeln, denn ihm brieflich die Sache anzuvertrauen, hielt er nicht für räthlich. Das Geschäft mußte mit Vorsicht betrieben werden, meinte er, und hatte nicht Unrecht.

Er wollte also nach Bordeaux reisen — leider aber fehlte ihm dazu das nöthige Reisegeld. Als er von seinem Prinzipal zwanzig Louisd'or Vorschuß verlangte, verweigerte ihm dieser das Darlehen. In solcher Verlegenheit appellirte Danton heimlich an das mitleidige Herz der Frau des Advokaten. Diese lieh ihm wirklich die gewünschte Summe — welchem Umstande sie in späterer Zeit ihr Leben verdanken sollte.

Der junge Danton reiste dann mit den Notizen, die er über den Prozeß gemacht, nach Bordeaux und begab sich sogleich nach der Ankunft nach dem Schlosse des Herzogs, wo er eine Audienz begehrte. Aber er wurde abgewiesen. Seine Gnaden empfinge keinen Unbekannten, wurde ihm von der Dienerschaft gesagt; er möge sein Begehren schriftlich einreichen. Das that er denn auch; vorsichtshalber aber gab er in seinem Briefe nur allgemeine Andeutungen, und diese wurden keiner Antwort gewürdigt.

Darüber vergingen vierzehn Tage. Die kleine Geldsumme, welche Danton mitgebracht, schrumpfte mehr und mehr zusammen, und er wußte bald nicht mehr, was er anfangen solle — als auf einmal ihm das Glück auf sonderbare Art lächelte.

In dem Gasthause, wo er logirte, hatte er die Bekanntschaft eines Auvergners gemacht. Dieser Mann war Taschenspieler und Besitzer einer Zauberlaterne mit beweglichen Figuren, was damals etwas ganz Neues war. Seine Vorstellungen in der Stadt fanden viel Zulauf und Beifall. Auch wurde er zuweilen von umwohnenden Edelleuten engagirt, um in deren Schlössern die lustigen Figuren seiner Laterna magica zu zeigen.

Eines Abends sagte er gelegentlich zu Danton, daß er im Schlosse des Herzogs von Aiguillon eine Vorstellung geben würde. Sogleich gerieth der junge Mann auf einen genialen Einfall. Er bat den Auvergner, die Produktion mit der Zauberlaterne als dessen Gehilfe ausführen zu dürfen, und der Taschenspieler willigte ein. Danton machte dann geschwind einige der komischen Figuren für seine Zwecke zurecht.

Am Abend des folgenden Tages fand die Vorstellung vor der herzoglichen Familie und deren Vertrauten statt. Es war nur ein kleines, aber sehr vornehmes Publikum. Nachdem der Auvergner einige merkwürdige Taschenspielerkunststücke gemacht und auch als Bauchredner geglänzt hatte, kam die Zauberlaterne an die Reihe. Zuerst einige komische Bilder und Scenen von der gewöhnlichsten Art; dann aber ließ Danton auf der weißen Wandfläche etwas ganz Nagelneues erscheinen, eine Art juristische Posse, die er ausgesonnen hatte. Zuerst erschien ein vornehmer Herr, der darüber jammerte, daß er mit einem Prozeß gar nicht zu Ende kommen könne, womit sich schon seine Urahnen zur Zeit des guten Königs Dagobert gequält. Darauf zwei spitzbübische Advokaten, die sich heimlich über den unglücklichen Prozeßmann lustig machten und fürchterliche Gebührenrechnungen überreichten, und zuletzt der Teufel in Person, der die beiden Rechtsverdreher holte, worauf der Edelmann vor Freude ganz außer sich gerieth und seinen Prozeß für gewonnen erklärte. Dazu hielt Danton einen witzsprühenden, dramatisch lebendigen Vortrag mit den treffendsten Anspielungen, welche in hohem Grade allmälig die Aufmerksamkeit und das Interesse Aiguillon's erregten, als er begriff, daß es sein eigener Prozeß sei, der so lustig parodirt wurde.

Er hatte dann ein wichtiges Gespräch unter vier Augen mit Danton, der ihm nun den Sachverhalt ausführlich erklärte und die Auslieferung seiner Notizen gegen eine Vergütung von 20,000 Livres anbot. Der Herzog ging nach genauer Prüfung darauf ein, zahlte den Betrag aus, und vermochte nun den Prozeß endlich zur Entscheidung zu bringen, den er schon nach einigen Monaten gewann.

Sein früherer Pariser Anwalt, der die Sache so verschleppt hatte, erhielt den Laufpaß. Darüber gerieth der Advokat in fürchterliche Wuth gegen seinen ehemaligen Praktikanten, als dessen Manöver zu seiner Kenntniß gelangte. Danton machte sich deshalb keine Sorgen, sondern lebte lustig in den Tag hinein, da er nun im Besitz von so vielem Gelde war.

Als er seine Rechtsstudien mit bestem Erfolg beendet hatte, wurde er, sehr jung noch, zur Advokatur zugelassen, und er besorgte dann für den Herzog von Aiguillon, der ihm stets ein Gönner blieb, mancherlei Rechtsgeschäfte. Der ehemalige Minister Ludwig's XV. starb im Jahre 1784. Einige Wochen vor seinem Tode empfahl er Danton dem Herzog von Orleans als einen äußerst befähigten Menschen, dessen Kühnheit und Verschlagenheit in gefährlichen Geschäften und Zeitläuften wohl zu brauchen sei. Diese dringende Empfehlung hatte zur Folge, daß

der junge Advokat mit dem Herzog von Orleans in vortheilhafte Verbindung trat.

Als in späterer Zeit der große Revolutionsmann Danton auf dem höchsten Gipfel der Macht stand, da erhielt er eines Tages einen rührenden Brief aus dem Gefängniß der Conciergerie von der Wittwe seines früheren Prinzipals, welche als des Royalismus verdächtig dort eingekerkert war. Sie flehte ihn an, er möge sie doch retten, und erinnerte ihn schüchtern daran, wie sie ihm einst zwanzig Louis'dor geliehen, als er das Geld so nöthig brauchte. Es muß zur Ehre Danton's gesagt werden, daß er die arme Frau sofort aus dem Gefängniß befreite, sie mit Geld reichlich unterstützte und sie in Sicherheit brachte, so daß sie glücklich dem Tode durch's Fallbeil entrann, welchem später ihr Retter selbst nicht zu entrinnen vermochte.

Die Eitelkeit der Männer.

Skizze von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Man glaubt gewöhnlich, daß die Eitelkeit ein hervorstechender Charakterzug besonders des weiblichen Geschlechtes sei. Dem ist jedoch keineswegs so. Auch der Mann ist eitel, freilich gewöhnlich nicht auf seine Schönheit, wie das Weib, aber auf gar manches Andere, auf seinen Verstand, sein Wissen, seine künstlerische, gewerbliche oder kaufmännische Begabung, seine Körperkraft, seinen Muth u. s. w. Allerdings hat es daneben auch niemals an solchen gefehlt, die sich auf ihren Wuchs, ihren Bart, ihren modischen Anzug und dergleichen Aeußerlichkeiten gewaltig viel einbildeten, und es an Gefallsucht mit der kokettesten Frau aufnehmen können. Unbegrenzte Eitelkeit und lächerliche Selbstüberschätzung sind die hervorstechendsten Charaktereigenschaften solcher Käuze, und diesen gesellt sich meist eine geistige Beschränktheit hinzu, welche allein die hohe Werthschätzung erklärt, die sie auf die kindischesten Aeußerlichkeiten legen, und eine neue Kravatte oder den neuesten Modehut mit einem erhabenen Gefühl des Stolzes herumtragen, wie der neuseeländische Wilde seinen Nasenring.

Wie diese Leute im Alterthum, in Athen, Rom und anderwärts genannt wurden, wissen wir nicht; erst im 13. Jahrhundert stoßen wir auf die ersten Gattungsnamen für sie. Die adeligen Stutzer von damals wurden nämlich „Irrende Ritter" genannt und verübten meist aus Liebe tausend Thorheiten, die bürgerlichen aber hießen „Minnegauch", und wer sich dieses Titels erfreute, der wurde, gerade so wie der Stutzer von heute, belächelt und als Narr verspottet.

Und das haben die Minnegäuche reichlich verdient, denn im Jahre 1326 trugen sie in Wien Röcke mit Aermeln von zweierlei grellfarbigem Tuche. Zudem war der linke Aermel weiter als der rechte, ja, weiter als der ganze Rock lang. Nach einiger Zeit wurden die Aermel gleich weit, aber am linken waren verschiedenfarbige ellenlange Bänder befestigt und flatterten hinter dem Manne, wenn er sich bewegte, her. Nicht genug daran, mußte der Minnegauch auch noch einen von Gold-, Silber- oder Seidenfäden gestickten Fleck auf der Brust tragen. Später wurde dieser Fleck durch irgend ein Frauenbildniß ersetzt, das jedoch nur auf der linken Brust befestigt werden durfte.

Und welches Aufsehen erregte und wie viel Nachahmer fand der Stutzer, der eines Tages ohne die bis dahin übliche Kopfbedeckung der Männer mit gekräuseltem Haar, sowie in einem nur bis an die Hüften reichenden Mantel, endlich mit Armbändern erschien, welche bekanntlich früher, und zwar schon von den römischen Imperatoren, als Zeichen der Anerkennung tapferen Verhaltens verliehen wurden.

Damit aber war die Phantasie der Kleidernarren noch nicht erschöpft. Im Gegentheile, es kam, da Einer den Anderen zu überbieten suchte, immer besser und endlich so weit, daß sich verschiedene Behörden veranlaßt sahen, Verordnungen zu erlassen, darnach beispielsweise „kein Mann keinerlei Glocken oder Schellen an sich tragen darf." Doch war kein dauernder Erfolg zu erzielen, ja, es wurde häufig nur noch ärger, das heißt lächerlicher als zuvor.

Später, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, waren die eitelsten Männer der Welt die sogenannten „Incroyables" in Paris.

Damals lebten in Paris zwei Schneider, Namens Heyl und Sarrazin, deren Jeder sich „Artiste tailleur — Bekleidungskünstler" nannte und den Incroyables mit Leib und Seele diente. Aus dem Atelier dieser Beiden war schon so manches unglaubliche Kostüm hervorgegangen, aber das, was Heyl leistete, als es galt, die mit den Pariser Incroyables rivalisirenden Londoner Stutzer entscheidend zu schlagen, war das Ausschweifendste seiner ausschweifenden Phantasie. Er griff nämlich zu dem Mittel der künstlichen Verunstaltung seiner Kunden. Der Rock, den sie von nun an trugen, war eigentlich kein Rock mehr, sondern ein Getreidesack, der die schönste Gestalt entstellte, weil er entweder einen aus Watte hergestellten künstlichen Buckel hatte, oder aber seinen Träger als mit einer hohen Schulter behaftet erscheinen ließ. Und dazu die schmutzig rothe Farbe, die wie aus Scherben hergestellten grünspanüberzogenen Knöpfe des Kleidungsstückes! Und erst die Hose! Sie schlotterte an dem Körper des Incroyable, so daß man nicht wußte, ob er wirklich in Hosen oder in einem Unterrocke stecke. Und welcher noch ein wenig Geschmack besitzende Mensch diese Hose ansah, in dem erregte ihre Farbe, ein schmieriges, gelbgeflecktes Lila, heftigstes Mißfallen.

Anders arbeitete Sarrazin. Er schnürte seine Kunden in Röcke ein, die ihnen das Athmen erschwerten, gab ihnen gestärkte Hosen und Westen in den schreiendsten Farben und ließ sie ungeheuer schwere Stiefel anziehen, so daß sie durch ihr Gestampfe schon von ferne hörbar waren und die Beine nach sich zogen, als läge Blei darinnen. Zur Vervollständigung dieses Kostüms gehörte unbedingt eine Brille und ein Stock von solcher Furchtbarkeit, wie ihn nicht einmal Herkules getragen haben dürfte.

Trotz all' dieser und ähnlicher Scheußlichkeiten wurden die Incroyables von der Damenwelt bewundert. Das ärgerte die jungen Herren vom Adel, und sie beschlossen nunmehr, mit den Incroyables zu konkurriren. Zu diesem Zwecke wählten sie eine schwarze Uniform und blonde Perrücken. Nach diesen mähnenartigen Perrücken erhielten sie sehr bald den Gattungsnamen „Lion" (Löwe). Lions und Incroyables waren selbstverständlich die ärgsten Feinde, die sich gegenseitig das Fell derart gerbten, daß es in allen Farben spielte. Der Sieg war bald auf dieser, bald auf jener Seite, doch als Napoleon an's Ruder kam, verschwanden die Incroyables, die Lions aber blieben und sorgten dafür, daß ihr interessantes Geschlecht nicht aussterbe. Dessen Bestand ist denn auch für alle Zeiten gesichert, doch werden seine Angehörigen seit einigen Jahren nicht mehr Lions oder Elegants, sondern nach dem unübersetzbaren Worte „pschütt", das heißt allermodernst: „Pschütteux", die Allermodernsten genannt.

Es ist natürlich nicht so leicht, „pschütt" zu sein. Da gibt es so viele Vorschriften und Gesetze zu beobachten, daß dem Pschütteux, wenn er des Morgens erwacht, nicht so wie gewöhnlichen Sterblichen die Magen-, sondern vielmehr die Kleiderfrage Sorgen macht. Der Pschütteux erfreut sich wohl eines Weltrufes, allein dennoch gibt es Stutzer, welche die Pariser nicht als Muster anerkennen wollen und ihrer Phantasie freien Spielraum lassen. Hierher gehören vor Allem die Berliner modernen Herren, denn Farbenzusammenstellungen, wie: grüner Ueberzieher, großkarrirter krappfarbiger Jacketanzug, rothe Kravatte, hellbraune Weste und Schnabelschuhe von Naturleder, sind selbst den Incroyables nicht eingefallen.

Und auch sonst unterscheiden sich die Berliner Stutzer von den Parisern. Sie erheben sich spät aus den Federn, denn Frühaufstehen ist plebejisch, während die an der Seine, der gegentheiligen Ansicht huldigend, seit einiger Zeit so spät als möglich in die Federn und so bald als möglich aus den Federn kriechen, wahrscheinlich, um zu beweisen, daß ihre Lebenskraft unverwüstlich ist.

Dem ist indessen keineswegs so, denn, wie ein geschwätziger Diener der eleganten Welt verrathen hat, werden die Herren, sobald sie erwachen, kalt abgerieben, sodann massirt, in nasse Tücher gewickelt und wieder abgerieben, kurz für ihren schweren Beruf in mancherlei Art und Weise zurechtgemacht. Ihr rosiges Aussehen ist also eine Lüge von demselben Kaliber, wie die „Unempfindlichkeit gegen strengste Kälte", deren sich ein Wiener Stutzer rühmte und die er anscheinend dadurch bewies, daß er sich im strengsten Winter in weißer Leinwandkleidung sehen ließ. Wir sagen anscheinend, denn, wie sein Schneider verrieth, waren die vermeintlich so leichten Kleider mit Pelz gefüttert.

Zu Lebzeiten dieses Mannes wurden Seinesgleichen in Wien noch Stutzer genannt und machten sich im Allgemeinen durch ihren äußeren Menschen nicht besonders auffällig. Seither aber ist dies anders geworden. Der Stutzer ist vergessen und begraben und der, oder wie Viele sagen, das „Gigerl" nimmt seine Stelle ein.

Das Gigerl ist vor Allem so übersättigt, wie es die Incroyables seligen Angedenkens waren. Nichts vermag ihn in Erstaunen zu versetzen, nichts aufzuregen. Seine Miene ist stets die des gelangweiltesten Menschen auf der Erde, und seine Redeweise schnarrend, kurz abgehackt und wortarm. Seiner Gesinnung nach ist das Gigerl ein Weltverächter. Tief, unendlich tief stehen alle Sterblichen unter ihm. Sie gelten ihm so wenig, daß es ihn gar nicht „touchirt", wenn dieses Volk seine Erscheinung lächerlich findet.

Und es hat allen Grund dazu, denn Gigerl's Kleidung zeichnet sich nicht nur durch das Auffällige und Ungewöhnliche aus, sondern bewegt sich auch in Extremen. Einmal ist der Ueberzieher so lang, als ob schon die allernächste Zeit die Schleppe bringen sollte, und gleich darauf wird er so kurz, daß man ein Drittheil des Leibrockes darunter hervorlugen sieht. Einmal hängt dieser Ueberzieher wie ein Sack am Leibe, demnächst aber umschließt er so eng wie ein Damenregenmantel Gigerl's Taille. Die Hosen sind weit, oft wahre Pluderhosen und unten aufgekrempelt. Was die Farben anbelangt, so liebt Gigerl die dunklen nicht. Hell karrirt ist sein Losungswort, und die Fabriken können die Felder nicht groß und auffallend genug herstellen, wollen sie Gigerl's Zufriedenheit erringen.

Auch die Halskragenerzeuger haben ihre liebe Noth mit ihm. Einmal muß der Kragen fingerschmal, ein andermal so hoch sein, daß er bis zu den Ohren reicht. Der Pariser Stutzer liebt den Cylinder als Kopfbedeckung, das Gigerl verachtet denselben. Seine Behauptung ist überhaupt so klein, daß sie nur den Scheitel bedecken würde, wenn sie nicht im Nacken sitzen müßte. Handschuhe anziehen ist verpönt, Gigerl faltet die Handschuhe in die aufgekrempelten Hosenränder ein und steckt, wenn es friert, blos die

Daumen in die an seinem Rocke angebrachten Säckchen. Zu alledem kommen noch die sogenannten „Sechser“, in die Schläfen gekämmte, pomadisirte Haarsträhnen, welche auch die Incroyables trugen und Hundeohren nannten.

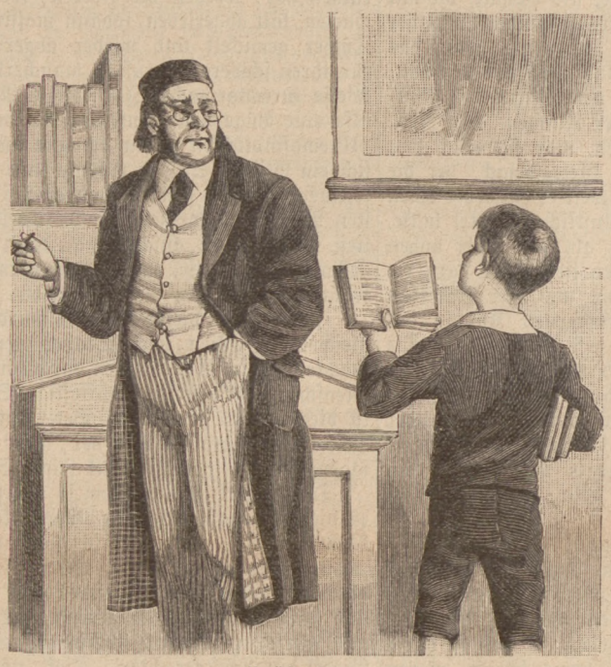
Das Gigerl zeichnet sich indeß keineswegs durch Vorliebe für Hunde aus. Im Gegentheile, „das ist Bestie, Ferd (Pferd) allein ist edles Thier,“ und für dasselbe schwärmt er denn auch, insoweit er nämlich der Schwärmerei überhaupt fähig ist.

Nun sollte man nach der übrigens durchaus nicht erschöpfenden Charakteristik des Gigerls glauben, daß dasselbe nicht mehr zu überbieten sei, allein dies ist keineswegs der Fall. Die Palme gebührt den amerikanischen Stutzern oder „Dudes“, wie sie in New-York genannt werden. Ihre Kennzeichen sind gegenwärtig folgende: zu kleiner Hut; zu kurzer Rock; zu weite und bei schönem Wetter hoch aufgekrempelte Hosen. Die Wäsche muß schwarz oder farbig gestreift, und das Hemd am Rücken zugeknöpft sein. Um den Hals trägt der Dude eine Kravatte in möglichst grellen Farben. Wer anders als in schnarrendem englischem Dialekte spricht und nicht eine goldene Armspange mit kugelförmigen Anhängseln trägt, die er einer Dame gestohlen hat, der ist ebensowenig ein Dude wie Jener, der sich nicht einer wenigstens fünf Kilo schweren indianischen Keule als Spazierstock bedient.

Der Knüppel des Incroyables wirkt eben noch immer nach, und wenn die Stutzer über kurz oder lang statt der Keulen Fächer tragen sollten, so wird daran erinnert werden müssen, daß dies in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die italienischen und spanischen Stutzer auch schon gethan haben.

Doch nicht nur in den von der Kultur ganz oder theilweise beleckten, sondern auch in den von ihr gänzlich unberührten Ländern gibt es eitle Männer. Verschiedene Afrikareisende haben hierüber bereits Andeutungen gemacht, und es ist wahrlich schade, daß unsere berühmten Afrikaforscher ihre Aufmerksamkeit nicht auch dem Stutzerthume zuwenden können. Es stünde dann heute bereits fest, daß die Stutzer der ganzen Erde das Gemeinsame haben, den geringen Witz ihrer hohlen Köpfe nur deshalb zur Erfindung neuer Albernheiten anzustrengen, um der holden Weiblichkeit zu gefallen, wohl gar den Titel eines Don Juan zu erwerben.

Humoristisches.



Unüberlegt.

Papa, hier in diesem Buche steht: Die Menschen stammen von den Affen ab. Ist das wahr?

— Du vielleicht — ich nicht!

Höchste Anhänglichkeit.

Dame: Nun, was macht denn Ihr hübsches Hündchen; hat es sich an Ihre junge Frau gewöhnt?

Herr: O gewiß, jetzt frißt es sogar schon, was sie kocht!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Königlicher Sinn. — Bekanntlich weigerte sich Freiherr v. Nordenskjöld, den ihm von Oskar II. von Schweden für seine Polarfahrten verliehenen Nordsternorden anzunehmen. Einige Monate später machte Nordenskjöld dem Könige seine Aufwartung, um demselben das Fell eines Eisbären, das er von seiner letzten Nordpolfahrt mitgebracht hatte, zu übergeben.

„Mit vielem Dank nehme ich Ihr Geschenk an, Nordenskjöld,“ sagte der König, „denn ich bin nicht so stolz wie Sie!“ [—dn—]

Berauschung durch Rauch. — Die Sitte, sich durch das Einathmen von Rauch zu berauschen, findet sich schon im hohen Alterthume. Die Massageten am Kaspischen Meere warfen nach Herodot die Früchte eines gewissen Baumes in's Feuer, sogen begierig den aufsteigenden Rauch ein und bekamen dadurch, wie nach dem Genusse von Wein, einen Rausch. Die am Dniepr wohnenden Scythen legten eine Art Hanfsamen auf glühende Steine und regten sich durch den aufsteigenden Rauch dermaßen auf, daß sie vor Lust brüllten. Noch jetzt wird Hanf in Kaschmir und Indien, sowie von Usbeken und Tataren geraucht. [D.]

Sonderbare Bestrafung des Kleiderluxus. — König Johann III. von Schweden (1569—1592) ließ für jeden seidenen Rock, Kragen oder Mütze, welche eine Frau besaß, ihr einen Nationalsoldaten in's Haus einquartieren. Bei Einzelnen soll diese Strafe indessen keineswegs gewirkt, sondern den Luxus nur noch vermehrt haben. [E. K.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 16:

Unser Verdienst verschafft uns die Anerkennung ehrenwerther Menschen, unser Glück aber die der Menge.

Citaten-Räthsel.

Die nachstehenden acht Citate enthalten eben so viele Wörter, welche in derselben Aufeinanderfolge eine bekannte Sentenz aus Schiller's „Wilhelm Tell“ ergeben. Wie heißt diese?

1) Früh aus den Wolken sprang der Tag.
2) Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte.
3) Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme von Kranichen begleiten ihn.
4) Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut.
5) Den kategorischen Imperativus fand, das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
6) Herr und Meister! Hör' mich rufen!
7) Heute muß die Glocke werden.
8) Setze Dich, mein Sohn Rodrigo! Gerne will ich mit Dir speisen.

Auflösung folgt in Nr. 18.

Scherz-Räthsel.

Drei Silben hab' ich
Viersilbig bin ich;
Nimm zwei Silben mir,
Und stets hast Du vier! [Emil Noot.]

Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösungen von Nr. 16:

des Kapsel-Räthsels: Artillerie (Arterie — Ill);
des Homonyms: Tafel.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.